

# Blick über den Tellerrand

MARGIT HEUMANN



Laut Duden gibt es für den Begriff Experiment zwei Bedeutungen, erstens wissenschaftlicher Versuch und zweitens Wagnis. Daran angelehnt lässt sich experimentelle Literatur so definieren: Sie ist eine Spielart literarischen Schreibens, die lustvoll mit klassischen Prinzipien bricht und abseits des Mainstreams abstrakte Form- und Sprachexperimente wagt. Ihre Autoren blicken über den sprachlichen Tellerrand, erfinden ihre persönliche Syntax, stellen Semantik auf den Kopf und kreieren unorthodoxe Buchstabenarabesken, Wortteppiche und Satzbauten.

So verschieden die Laborbedingungen, so andersartig die Sprache, so divers der Stil – eines haben diese Schriftsteller gemeinsam: Sie scheren sich keinen Deut um die Rezeptionstauglichkeit ihrer Werke. Wenn man den Bestseller-Listen Glauben schenkt, finden sie trotzdem Leser. Oder zumindest Käufer. Zweifel sind berechtigt, ob jeder tatsächlich liest, was er da Exklusives aus der Buchhandlung nach Hause trägt. Gerade das berechtigt zu der Frage: Worin besteht eigentlich der Reiz, experimentelle Literatur zu lesen?

Vordergründig deutet die Frage darauf hin, dass sich Texteigenschaften und Leserbefindlichkeiten wechselseitig bedingen. So weit, so gut. Allerdings bleibt offen, wem oder welchem Zweck eine mögliche Antwort dienen soll. Es sei denn, man begeht das Sakrileg, Literatur mit schnöder Ökonomie gleichzusetzen und die Frage marktwirtschaftlich zu formulieren: Was macht ein Buch so attraktiv, dass es gekauft wird? Hier steht ebenfalls die Korrelation zwischen Ware und Konsumentenverhalten im Fokus, allerdings mit eindeutigem Blick auf die Rendite des Urhebers.

Vor der Frage, was Leser an Versuchen aus dem Sprachlabor reizt, steht eine andere, grundsätzliche, deren Beantwortung auch nicht einfach ist: Was macht einen Text experimentell? Die Kriterien sind zahllos und die möglichen Kombinationen praktisch unendlich. Einige Komponenten seien hier exemplarisch genannt: außergewöhnliche Stilmittel, Assoziationssprünge, Überfrachtung mit Metaphern, Symbolen und Allegorien, Verdichtung oder exzessive Redundanz bis hin zum völligen Verzicht auf Normen und Regeln. Ein solches Werk hat nichts mit den Grundsätzen zu tun, die gemeinhin in Schreibseminaren gelehrt werden: Der Leser müsse sich direkt angesprochen fühlen, im besten Fall sei er berührt oder fasziniert, im Notfall dürfe ein Autor auch abstoßen, beleidigen oder attackieren, egal, Hauptsache er kriege den Leser zu fassen und lasse ihn nicht mehr los. Nur ein packender Text sei ein leserfreundlicher.

Leserfreundlichkeit ist kein Charakteristikum für experimentelle Texte, eher das Gegenteil. Sie erschließen sich nicht bereitwillig auf den ersten Blick oder beim diagonalen Querlesen. Sie verlangen ungeteilte Aufmerksamkeit, Einfühlungsvermögen, Bereitschaft zu mehrfachem Lesen, Geduld und etliche andere Tugenden. Dennoch haben sie eine Anziehungskraft, die ihresgleichen sucht. Beziehungsweise nicht sucht, sondern einfach da ist, souverän, authentisch, sich selbst genügend und, wie ihre Verfasser gern betonen, aus reiner Freude am Sprachexperiment entstanden. Zweifel sind angebracht: Mag sein, dass auf bewusster Ebene Kalkül vermieden wird, aber es liegt auf der Hand, dass auch neologistische Autoren andere Ambitionen haben als Selbstgenügsamkeit. Alles Geschriebene hat eine Aussage, die – wie jede Aussage – ein Gegenüber meint. Spätestens mit der Veröffentlichung wird sie zu einer Botschaft und der Verfasser zum Sender, zum Absender, der einen Empfänger sucht. Mit einem Wort: Autoren brauchen Leser. Aber der Buchmarkt ist kein Schlaraffenland, Leser wachsen nicht auf Bäumen und lassen sich



nicht aus Schriftstellerärmeln schütteln. Das gilt für jede Art von Literatur, für exzeptionelle Werke doppelt und dreifach.

Damit sind wir zurück bei der Eingangsfrage, worin der Reiz besteht, experimentelle Literatur zu lesen. Ist es der Stil? Die Faszination von Wortneubildungen? Die zu Sprache gewordene Emotion? Die cleveren Kompositionen? Oder fesseln diese Texte mit List und Tücke und befließigen sich geheimer Tricks? Letzteres weisen Verfasser, die sich einer exaltierten Sprache bedienen, weit von sich; gerade ihnen läge es fern, Duktus und Stil einem bestimmten Zweck unterzuordnen, sprich: leichtverdaulich oder gar marktgerecht zu schreiben. Schenkt man dieser Erklärung Glauben, muss man wohl anders fragen: Was veranlasst Leser, vor literarischen Experimenten nicht zu kapitulieren?

Die Fragestellung impliziert, dass die Antwort nicht allein im Geschriebenen zu finden sein kann, sondern vielmehr im Leser selbst begründet sein muss. Soll heißen, unabhängig von den Reizen, mit denen ein Text lockt und um Verständnis wirbt, hängt es explizit von der Mentalität des jeweiligen Lesers ab, ob und wie beharrlich er nach Sinnerfassung strebt.

Die Motive könnten unterschiedlicher nicht sein, sie reichen von idealen und wünschenswerten über mittelmäßige bis hin zu peinlichen und unmoralischen.

Zu den hochgeschätzten Beweggründen, die Substanz eines Textes zu entschlüsseln, gehört die Seelenverwandtschaft. Für einen seelenverwandten Leser besteht die Attraktivität darin, dass ihn aus dem Unbekannten, Rätselhaften etwas anweht, das seinem eigenen Naturell entspricht. Sein Zugang ist ein emotionaler, das Verstehen findet auf unbewusster Ebene statt. Spirituelle Harmonie ist der Anreiz und gleichzeitig die Erfüllung. Folgerichtig entzieht sich diese intuitive Erleuchtung der Absicht, in Worte gefasst zu werden, und wenn es trotzdem versucht wird, sind Kommentare oder Rezensionen noch sperriger als das Original selbst.

Unter Umständen ist der Grund für gewissenhafte Lektüre ein ausgeprägtes Rechtsempfinden. Dieser Typ Leser findet, jede Art von Dichtung, egal wie unverständlich, hat ein angestammtes Recht auf Aufmerksamkeit. Allein deswegen schließt er von konfus auf komplex und geht davon aus, dass manirierte Ausdrucksweise auf profunder Sprachkompetenz basiert. Der Gedanke, er könnte dem Autor Unrecht tun und, Gott bewahre, leichtfertig ein Fehlurteil fällen, ist ihm unerträglich. Er hält es für seine Pflicht, sich nachhaltig mit jedem Text abzumühen, um ihn objektiv zu beurteilen, irgendwann, vielleicht.

Bildungsbürgertum kann ebenfalls Anlass sein, eine Textstruktur, und sei sie noch so widerborstig, enträtseln zu wollen. Solche Leser schätzen prinzipiell die Kunst der Chiffrierung und sind Experten in Sachen Stilmittel wie passgenaue Verwendung von Metaphern, Doppelbödigkeit, Wortspiele-reien und intellektuelle Rhetorik. Ihr Zugang ist ein eher akademischer, um nicht zu sagen technokratischer, an der möglichen Aussage vorbei wollen sie vor allem die Machart analysieren.

Damit rutschen die Motive für die Beschäftigung mit experimenteller Literatur allmählich in eine Region ab, die man als mäßig oder gerade noch befriedigend bezeichnen möchte.



An erster Stelle rangiert hier der Jagdeifer. Der Leser wird zum Profiler, der in und zwischen den Zeilen nach Sprachspuren sucht, die zum Täter führen. Er fahndet nach Fußabdrücken, verfolgt Fährten, pirscht sich an versteckte Bedeutungen an, spürt Vibrationen nach, stößt geheime Zeichen auf. Er kämpft sich unverdrossen durch die Seiten, zieht munter Schlüsse nur zu dem Zweck, des Menschen hinter dem Werk habhaft zu werden. Ihn will er durchschauen, verstehen, erfassen, ja, mit ihm verschmelzen, und dazu ist ihm kein Buchstabendschungel zu dicht.

Andere nehmen es sportlich, gehen Lektüre an wie einen Wettkampf, in dem Textaussage Leseverständnis herausfordert. Der Leser hält sich für den Favoriten und zieht frohgemut ins Feld beziehungsweise zwischen die Buchdeckel. Ähnlich selbstbewusst steigt der Text in den Ring. Mal ist der eine oben, mal der andere, die erste Runde endet unentschieden. In der zweiten werden die Bandagen härter. Der eine kommt verborgenen Tricks auf die Spur, der andere, nicht faul, pariert mit noch hinterhältigeren Griffen und Kniffen. Kaum glaubt der Leser, dem Sinn ein ganzes Stück näher gekommen zu sein, da hebelt ihn der Text mit einem Winkelzug aus und wirft ihn weit zurück. Das stachelt seinen sportiven Ehrgeiz an, bloß keine Niederlage zugeben. Also liest er und müht sich weiter in dem Glauben, wenn er nur ausdauernd genug kämpft, wird er eines Tages siegen.

Für manche ist Fleiß der Beweggrund, ein stilistisch gewagtes Werk nicht sofort wegzulegen. Es sind jene Leser, die von klein auf ihren Teller leer essen mussten. Die in der Schule immer ihre Hausaufgaben hatten. Die im Beruf jeden Auftrag abarbeiten, auch wenn das zu erwartende Ergebnis dürftig oder gar sinnlos ist. Die nichts auf morgen verschieben, was sie heute besorgen können. Eifrig fieselt er sich durch das Werk, gleicht in seiner Unbeirrbarkeit einem Biber, der nagt und nagt in dem festen Glauben, dass der Baum irgendwann fällt, egal, wie dick er ist. Nur mit dem Unterschied, dass noch so fleißiges Nagen nicht zum Kern von Sprachexperimenten vordringen lässt, sondern nur Müh' und Plag' bedeutet und Makulatur erzeugt. Solches Leseverhalten entspricht mehr dem Eichhörnchen, das im Herbst emsig Nüsse sammelt, die im Winter nutzlos sind, weil es sie nie wiederfindet.

An dieser Stelle geht der Bereich der gerade noch tolerierbaren Motive in den mehr als zweifelhaften über.

Eine vergleichsweise harmlose Variante ist der trotzig Leser. Je mehr sich der Inhalt widersetzt, desto starrer wird seine Jetzt-erst-recht-Haltung. Es wäre gelacht, wenn es seinem analytischen Verstand nicht gelänge, mit den verknäuelten Gedankengängen des Verfassers gleichzuziehen. Mit dieser Einstellung beackert er den literarischen Exzess und merkt nicht, dass der Trotz seine Synapsen blockiert und er dadurch noch weniger Chance hat, ihn je zu verstehen.

Ähnlich verhält es sich mit dem missgünstigen Leser. Seine Herangehensweise ist bestimmt von Verbitterung, Eifersucht oder Brotneid. Er gönnt dem Urheber eines solchen Textes nichts, was er für sich in Anspruch nimmt, nicht Haus, nicht Frau, nicht Boot, erst recht keine tiefen Gedanken, die er nicht schon vorher und tiefer gedacht hat. Er wird beherrscht von negativen Emotionen, die ihn einerseits an den Text fesseln, ihm andererseits den Zugang dazu verbauen. Aber egal, Verständnis ist ohnehin nicht sein Ziel, sondern Unterbuttern und Überflügeln.



Manchmal ist es Feigheit, die einen Leser bei der Stange hält. Aufgeben kommt nicht in Frage, er verbeißt sich in einen dieser Sprachversuche und quält sich lieber von Satz zu Satz als sich einzugestehen, dass das Werk über seinen Horizont geht. Er schreibt dies nicht seinem Unverstand zu, sondern rettet sich in die Schutzbehauptung, der Verfasser wisse wohl selbst nicht, was er damit sagen wolle. Jede andere Auslegung kommt einer Bankrotterklärung gleich, die er nicht einmal vor sich selbst zugibt, geschweige denn in der Öffentlichkeit.

Ebenso kann Bosheit die Ursache sein, dass ein schwieriger Text seinen Leser findet. Aus Prinzip unterstellt er dem Autor, dass er Tiefgang vortäusche, wo nichts als Oberflächlichkeit herrsche, und Substanz heuchle, wo nur Fassade sei, und Seele, wo Leere gähne. Akribisch durchforstet er den Text nach vermeintlichen Verschleierungstaktiken und logischen Brüchen, reißt Bedeutungen aus dem Kontext, funktioniert Erkenntnisse zu Worthülsen und Gemeinplätzen um, und dies einzig und allein um den Text zu diskreditieren.

Das traurigste Kapitel in dieser Reihe ist dieses: Gar nicht selten wird jemand aufgrund seiner Profilneurose zum Liebhaber experimenteller Literatur. Die Beschäftigung mit Lyrik, labyrinthischen Essays oder vertrackter Prosa ziemt sich in sogenannten besseren Kreisen, in denen man sich gern kultiviert gibt. Wer dazu gehören will, muss sich nicht nur durch die neuesten Werke der jeweils tonangebenden Autoren quälen, auch wenn sie ihm fremd und unverständlich sind, oh nein, er hat sie absolut großartig zu finden und überschwänglich zu kommentieren. Nur so wird er den Ritterschlag zum anerkannten Adabei erhalten. Und diesen Status zu erwerben und zu sichern ist ihm jede Strapaze wert.

In diesem Katalog von Motivationsmustern ist das Ende der Fahnenstange oder besser gesagt der Bodenlosigkeit noch nicht erreicht, doch in dunklere Untiefen von Leserbefindlichkeiten abzutauchen – wer will das schon! Aus den bisherigen Beispielen wird überdeutlich, wie unterschiedlich die Herangehensweise an sprachliche Experimente ist, aus welchem Grund, mit welcher Absicht und mit welchem Resultat. Daraus lässt sich eindeutig ableiten, dass es den Leser nicht gibt, er ist und bleibt eine unbekannte Größe. Mit dieser Erkenntnis schlagen sich nicht nur experimentelle Schriftsteller herum, sie gilt uneingeschränkt auch für klassische Literaten. Wie tröstlich, dass am Ende jeder Topf seinen Deckel findet.